Pe.ini.

Skizze von E. Vely.

Eine rundliche kleine blonde Frau
ariet auf dem Bahnsteig in Nord-
emmen auf die Ankunft des Kasseler
Schnellzuges; ihre blauen Augen glei-
n bald suchend über die Bahnstrecke,
ld an dem herbstlich gefärbten
Höhenzuge hin, auf dem die Marien-
urg, das Welfenschloß liegt. Die
Röthe der Erwartung ist auf ihrem
Gesicht und wie der Zug nun heran-
rauft, grauweise Dampfwolken in die
uft senkend, sagt sie mit hastigem
Athemzuge zu dem neben ihr stehenden
Mädchen: „Da ist er, Jette!" — Ue-
erall sind so viele Köpfe, Frauen,
Kinder, Soldaten an den Fenstern der
ritten Klasse. Sie zögert, sie weiß
icht recht, auf welches Trittbrett sie
en Fuß setzen soll, aber endlich ist sie
ch in einem Wagenabtheil und
mmt ihren Handkoffer, ein Packet
d einen Karton entgegen: „Jette,
hte auch ordentlich auf's Haus!" ruft
aus dem Fenster und dann fährt
r Zug schon, und erst, als sie ihre
achen untergebracht hat, setzt sie sich
d blickt umher.

Die Augen eines hageren Mannes
m Fenster sind allen ihren Bewegun-
n gefolgt. Er hat auf den kurz ge-
nittenen Haaren eine karirte Mütze,
d sein Schlips ist flott gebunden.
ein Rock sieht zwar ein wenig abge-
gen aus, aber auf seiner rechten
nd sitzt ein ganz neuer dänischer
ndschuh. Ein schwarzlockiger hüb-
er Knabe, der jenem gegenüber sitzt,
sie nur flüchtig an, gähnt, stützt
Kopf an die harte Wand und
läft. Die blonde Frau seufzt —
sieht hier nicht sehr unterhaltsam
s; sie erzählt gern und ist immer
ugierig zu hören, wohin andere fah-
n.

Der Mann langt eine Zeitung her-
, „Der Artist" steht am Kopfe der-
ven. „Ach!" stöhnt er, nachdem er
e Zeit lang gelesen und läßt das
itt sinken.

„Ja," sagt sie, „'s ist langweilig!"

„Fahren Sie auch nach Kassel?" läßt
sich herab zu fragen, weil sie ihm
eifrig die Zeitschrift aufhebt und
rreicht.

„Noch ein wenig weiter, nach Wah-
hausen. Ich habe da eine alte
nte."

„Hm! So — Erb?"

„Na, sie hat freilich sonst keinen
schen, mir kommt es schon zu,"
elte sie verschämt. „Wenn ich auch
n Auskommen habe als Wittwe,
nehmen thut man immer —"

„Was man kriegen kann!" hilft er
wollend aus.

Eine Station. Mit einem Ruck hält
Zug und der Knabe erwacht. Er
Spiegel und Taschenkamm hervor
bringt seine Frisur in Ordnung.
n schiebt er an ein paar Ringen,
seine Finger schmücken.

„Vater, wir arbeiten wohl gleich
Abend?"

„Ja, natürlich, mein Sohn."

„Schularbeiten, wenn ich fragen
" wirft die Wittwe ein.

Der Junge lacht helle auf.

„Wir sind Artisten!" sagt der Va-
zieht einen Prospekt aus der Rock-
und reicht ihn hier herüber. Sie
nt mit spitzen Fingern das Blatt,
gut, wenn dies ihr das unver-
liche Wort klar machen kann.

„Vierzehn Tage in Kassel engagirt!"
zt der Junge und fährt durch sein
und macht eine halbe Verbeug-
.

„Mi Gestalten in spanischer Tracht
auf dem Blatt in verschiedenen
ungen abgebildet. Die Original-
nis, liest sie, Vater und Sohn.
wichtigste Schaustück scheint das
in, wo der Knabe auf der Spitze
Rohres schwebt, das der Vater
ncirt. Der wunderbare Bambus-
irb eine große Attraktion haben,
darunter.

„Allen Sie das sein?"

„Schmeichle mir."

„Also spanisch sind Sie?"

„ine Augen bekommen einen blitz-
Schein. „Nein, wir sind Deut-
Aber bei der Kunst, sehen Sie,
Gnädige, da muß der Name
n! Ich heiße Peter Penzeler,
s ist ausländisch Pedro Perini
den und aus Johann, dem da,
Temperement haben wir aber
da könnten wir schon echt spa-
ein! Sie kennen wohl wenig von
er Kunst? Waren Sie im Win-
rten in Berlin?"

„ein! Wissen Sie, ich bin nun
seit drei Jahren eine allein-
de Frau. Wie sollte ich wohl
Berlin kommen?"

„m! ja! Wintergarten ist auch nich
bgeguckt, nischt, sozusagen. Ob-
ich Berliner bin. Wollrabe's
xm in Kassel, das is ganz was
s. Da müssen Sie uns mal ar-
sehen."

„, ja!" und dann schüchtern
lich: „Das muß schön sein."

Junge wirft den Kopf zurück.
haßt bloß, daß man 4 Stunden
nichts essen darf. Un denn, im-
o oft vierzehn Tage sind, muß
die Schule. Lächerliche Bestim-
!"

blickt ihn mitleidig an. „Da
n Sie gewiß nicht viel."

„ho," fällt der Vater ein, „der ist
, wie Viele. Bei der Kunst
man von allein."

s Schlangenmensch habe ich
hon gearbeitet," sagt der Junge.
s nur eklig, daß man so'n spitzes
triegt." Und er dehnt und reckt
schmeidig und schnellt hin und
ger, dünner, ganz verändert
sieht er plötzlich aus. Förmlich bang
wird es der kleinen blonden Wittwe.

„Ach, das is ja grauslich," meint
sie und thut einen tiefen Athemzug.

„Mach ich aber nicht mehr, kommt
nichts bei raus!" und mit einer elegan-
ten Bewegung setzt er sich wieder auf-
recht. „Auf'm Bambus, das macht
mir mehr Spaß."

„Juan ist mein Schüler," fällt der
Vater ein, „aus dem wird was."

Bewundernd ruht das Auge der
blonden Frau auf Perini; er läßt das
wohlgefällig über sich ergehen.

„Haben Sie schon mal von Toby,
dem einbeinigen Tänzer gehört? Auch
'n Berliner! Richtig mit Spreewasser
getauft. Macht sich aber zum Australier. Na, der tanzte auf einem Bein, dem rechten. Er war nämlich so glücklich geboren. Was thut sein Bruder? Der geht hin und läßt sich das linke Bein abnehmen — und tanzt nun mit ihm zusammen, und die Kerle werden reich!" Er lehnt sich zurück und sieht die Frau herausfordernd an.

„So ist die Kunst, die Kunst!" trällert der Junge. Perini beugt sich herüber.

„Sie kommen also in's Elysium? Das müssen Sie auf alle Fälle, Frau, — ja, wie heißen Sie denn eigentlich, n eine Dame?"

„Emilie Kurz, geborene Heinrich. Und die bei mir war ..."

„Ihr Fräulein Tochter?"

„Mein Dienstmädchen. Ich stehe ganz allein."

„Hm, ja, sagten Sie nicht etwas von einem Hause?"

„Das Mädchen soll darauf achten."

„Richtig, richtig!" Er macht ihr eine respektvolle Verbeugung.

„Ihr Herr Gemahl war ..."

„Schornsteinfegermeister."

„Ah, also auch für's Klettern! Ja, die verdienen ordentlich. Und — abfärben thun sie sich ja auch nicht, das sieht man."

Er lacht über seinen Witz und die Frau und der Knabe stimmen mit ein.

„Auch ich stehe mit dem Jungen da allein," sagte Perini. „Das ist manchmal sehr fühlbar. Wenn man seine Kunst nicht hätte ..."

„Um's Himmels willen!" ruft sie zusammenschreckend.

„Oho!" ruft er. „Sie kennen unseren Stand nicht. Sie glauben wohl, da geht es zu wie an den Theatern? O, da täuschen Sie sich. In den Varietes haben die Damen gar keine Zeit, unsolide zu sein. Da wird probirt und geübt am Morgen und dann gegessen und gearbeitet. Und todtmüde ist man hinterher. Und alle vierzehn Tage wo anders."

„Da kriegen Sie aber die Welt zu sehen," bewundert sie.

„Das schon! Und mit einem Ruck wirft er sich in die Brust. „Von Kassel geht's nach Ulm, ganz direkt. Ja, schön ist ein solches Leben."

Frau Kurz kramt in ihrer Reisetasche, holt eine Weinflasche und einen Becher heraus und sagt verschämt: „Wenn Sie mir die Ehre anthun wollen?"

„Aber natürlich, sehr gern!" und dann nickt er zu ihr hinüber: „Auf Ihr Wohl, verehrte Reisegefährtin!"

Nun ist es viel gemüthlicher zu reisen, wie vorher, man hat doch eine Ansprache und Artisten hat sie in ihrem Leben noch nicht kennen gelernt. Sie giebt Juan ein Stückchen Chokolade, er hüpft damit an das andere Fenster und schneidet einem Bahnwärter, der auf seinem Posten steht, eine Grimasse.

„War denn Ihre Frau auch so mit dabei?" fragt die Kurz, die jetzt vertraulicher geworden ist.

„O nein! Sehen Sie, die kochte und sorgte für unsere Anzüge. Von vier Jahren an hat der Kleine schon mit gearbeitet. Die war für's Häusliche. Aber Mann, sagte sie oft, es is doch 'n schönes Leben. Ja, nun is man allein."

Frau Emilie Kurz stimmt mit einem Kopfnicken bei, reicht die Flasche noch einmal hinüber und bekommt sie ganz leer zurück.

Der Junge bleibt drüben am Fenster, macht Mätzchen, sorgt auf den Stationen, wo die Thür aufgerissen wird, daß Niemand einsteigt, indem er gespreizt dasteht und sagt: „Hier is alles besetzt!"

„Ja, wenn man allein steht!" wiederholt Perini noch einmal, nachdem er den Cirque d'Hiver und Krystall-Palast in London beschrieben, als zukünftige Ziele seines Ehrgeizes.

„'s is man ein halbes Leben," giebt die Wittwe zu.

Perini bearbeitet unaufhörlich seinen Schnurrbart mit der Linken, bald sieht er mit gefurchter Stirn vor sich hin, bald lächelt er der kleinen Frau zu. Dann sagte er nach einer langen Pause: „Es muß auch wirklich schwer für einen Frau sein, so allein —"

„Ja," nickte Emilie kurz, „wenn die Leute im Hause sich nicht vertragen und wenn sie so viel gemacht haben wollen. Da meinen sie immer: man bloß so 'ne Frau!"

„Und das Miethezahlen!" wirft er ein.

„Ach wenn's das allein wäre. Das geht schon! Und seine paar Zinsen hat man, und das Leben ist bei uns so billig."

„Wenn die Einsamkeit nicht wäre, nicht wahr? Fühl's Ihnen nach, verehrte Frau! Und Sie sind noch so jung und hübsch. Ich sage blos, ich wollte heute noch etwas aus Ihnen machen für unsere Kunst."

„Ach ne, ne!" wehrt sie und sieht ihn unsicher, aber schmeichelhaft berührt, an.

„Sehen Sie, Frau Emilie, liebe Freundin," sagte Perini, und bekommt mit einem näher kommenden Blick seine warme Hand mit den zwei Trauringen zu fassen: „Müssen wir beide das nicht wie eine Fügung höherer Art ansehen, daß wir uns in diesem Wagen getroffen haben? Sie fielen mir gleich auf, in dem ... Dingsda ..."

„Nordstemmen!" wirft sie ein.

„Wenn die kleine Frau doch man hier einsteigen wollte, dachte ich."

„Ich habe mich eigentlich so'n bischen vor Ihnen gefürchtet," gesteht sie ein.

„Aber jetzt nicht mehr, nicht wahr?"

Sie schüttelt den Kopf und ihre Blicke suchen den Boden.

„Jetzt haben Sie ein wenig Vertrauen zu mir?" fragt er flüsternd, während sich sein Sprößling Juan mit einer Ocarina drüben zu schaffen macht. „Denn Sie, ich muß sagen, Sie haben es mir nun einmal angethan!"

„Ach, aber Herr Perini!"

„Das ist doch keine Sünde, Milena? Denn so würde ich Sie nennen, wenn wir uns näher stünden. Und die Hoffnung, daß das geschehen könnte, die habe ich gefaßt."

Sie seufzt, faßt nach ihrer Stirn, sieht ihn verschämt an und schiebt an den beiden Trauringen.

„Sie verbieten mir nicht, Hoffnung zu haben?" flüsterte Perini. „O, Emilie! Milena! Wie glücklich bin ich!"

Drei Stunden später sitzt Emilie Kurz in Wollrabe's Elysium an einem kleinen Tische, ein Glas Bier vor sich. Sie hat Handschuhe an, hat ihre Haare sehr glatt gekämmt und blickt unverwandt nach dem Vorhang. Der Kellner legt ihr einen großen Zettel hin. „Den schickt einer von den Artisten."

Die Original Perinis, liest sie, mit ihrem großartigen, noch nie dagewesenen Bambusakt. Pedro Perini wird sich darin mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit produziren. Nun Musik. Ein Mensch singt, sie weiß nicht was, und der Vorhang fällt wieder und geht wieder empor und zwei Gestalten in bunter, goldflimmernder Kleidung verbeugen sich: ein Knabe und ein stattlicher Mann. Und der, sie fühlt es, sucht sie mit seinen Blicken. Prachtvoll sieht er aus und geschickt ist er und sie hat gar keine Angst. Und dann klatscht alles um sie herum und er und Juan verbeugen sich, er die Hand auf der Brust, wie er vor ein paar Stunden ihr gegenüber gesessen hat. Einige andere kommen nun dran, darauf wieder die Perinis.

„Das ist das Schönste!" sagte ein Mensch neben ihr zu seiner Begleiterin.

Wie ihr der Ausspruch gefällt! Sie steht auf und geht hinaus und nur ein paar Sekunden vergehen in der freien Luft, dann tritt er neben sie in der Kleidung, in welcher sie ihn in dem Eisenbahnzug gesehen hatte.

„Da bin ich! Den Jungen schicke ich direkt in die Wohnung, ich habe zwar Hunger, aber das macht nichts. Ich gehe erst mit zur Tante."

Ach, sie findet kaum Athem. Es war großartig! Zu schön! Herrlich!

„Meine geliebte Milena! Wie mich Deine Bewunderung freut. Aber ich habe einen ernsten Entschluß gefaßt. Du sollst nicht leiden, nicht geschädigt werden, weil Du Pedro Perini liebst. Deine alte Tante könnte Dich enterben, wenn Du auf mein herumgabundirendes Leben eingingest. Das läßt mein Gewissen nicht zu. Nicht Du sollst mir folgen, ich komme zu Dir. Pedro Perini steigt wieder zu Peter Penzeler herab und wir werden still und vergnügt in Deinem Hause in Nordstemmen leben. Allen Glanz und allen Flitter werfe ich hin für Dich. Denn man lebt nur einmal und das Klügste ist, sich sein Leben ruhig zu gestalten." Er drückt ihr die Hand, daß die beiden Trauringe sie schmerzen.

„Rede nicht von Opfern, meine Milena, sag gar nichts. Für Dich ist mir nichts zu schwer!"

Sie weiß auch nichts zu sagen, sie nickt nur; die Fahrt, die Vorstellung, die Tante, er — es geht ihr alles durcheinander in ihrem Kopf.

„Bist Du zufrieden, meine liebe Braut?" fragt er, als sie in der Pferdebahn sitzen.

Und sie lächelt und sagt: „Ja!"

Der Hausschlüssel.

Von E. von Geiersberg.

Ein anstrengender taktischer Uebungsmarsch lag hinter uns. Selbstverständlich waren wir alle hundemüde und früher als sonst verloren sich die Kameraden aus dem Kasino. Nur ein kleines Häuflein hatte sich im Rauchzimmer um einen kühlen Siphon geschaart und beabsichtigte, in behaglichem Plaudern den Jahrestag von Orleans über seine natürlichen Grenzen hin auszudehnen.

Trotz dieser wohllöblichen Absicht und der zahlreichen Siphons im Keller des Kasinoökonoms war ein Judas unter uns, und wie das schlechte Beispiel immer ansteckend wirkt, so auch hier. Wir zählten bald mehrere Judasse, die mit eiserner Verrätherstirn erklärten, sie seien zu müde und müßten nach Hause.

Während unser alter Oberlieutenant den Verräthern an der Gemüthlichkeit Moral zu predigen suchte, schlich ich hinaus, rannte eine schlafende Kasinoordonnanz über den Haufen und erreichte die Garderobe, wo in stiller Eintracht die grauen Paletots, Degen und Mützen am Riegel hingen. Was ich mir dort zu schaffen machte, will ich lieber nicht sagen. Es ist besser, die Nacht bedeckt mein heimtückisches Thun. Als ich wieder zu unserer Tafelrunde zurückkehrte, hatte der Oberlieutenant seine große Rede beendet, und der ganzende Erfolg war, daß vier Kameraden aufstanden und sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedeten.

Den Dreien folgten bald noch Vier und dann noch Einer, so daß nur der Oberlieutenant und ich übrig blieben. So eng wir jetzt auch zusammenrückten, die leeren Stühle um den runden Tisch machten einen schauerlichen Eindruck. Der Oberlieutenant klopfte an die hölzerne Wand des Siphons.

„Wissen Sie was?" sagte er darauf, „den trinken wir erst aus und dann —" er stockte.

„Wird's erst gemüthlich!" schloß ich.

„Jawohl!" antwortete er. „Und ich füllte den Becher von Neuem.

„Warum soll es zu Zweien nicht gemüthlich sein?" hub er wieder an.

„Jawohl!" antwortete ich diesmal, trotzdem ich es besser wußte.

Nun wurde es eine Zeit lang ganz still zwischen uns. Aus dem Vorzimmer klang laut das Schnarchen der Ordonnanz. Ein öder Stumpfsinn drohte uns zu überfallen. Da plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und der dicke Blomberg stürzte herein:

„Donnerwetter, ich habe einen falschen Hausschlüssel eingesteckt, und mein Bursche schläft wie ein Murmeltier! Habt Ihr noch was zu trinken?"

„Jawohl!"

„Na, denn Prost!"

Der neue Ankömmling steckte die Beine unter den Tisch, brannte sich eine Henry Clay an, sah nach der Uhr und meinte:

„Um Acht habe ich erst Dienst!"

„Dann kannst Du also noch vier Stunden hier sitzen!" meinte der Oberlieutenant gemüthlich. „Wollen wir nicht einen Skat spielen?"

Draußen rasselte ein Säbel, und gleich darauf schob sich der lange Rabuhn vorsichtig in's Zimmer.

„Der Deibel soll meinen Burschen holen! Der Kerl muß mir einen falschen Hausschlüssel in meinen Paletot gesteckt haben!"

Blomberg wollte aufspringen und etwas sagen. Ich stieß ihm aber meine degengewohnte Faust in die Rippen, so daß er verständnißvoll lächelte und sein Sprachorgan geschlossen hielt.

„Na, dann setz' Dich her und trinke!" Der Oberlieutenant klopfte ihm dabei behaglich auf die Schulter.

Aber das Trinken war leichter gesagt, als gethan, denn ein unangenehmes Pfeifen aus dem geöffneten Siphonhahn meldete dessen trockene Leere.

„Ordonnanz, einen neuen Siphon!"

Kaum hatte der schlaftrunkene Musketier das wohlgefüllte kühle Fäßchen auf unsern runden Tisch gesetzt, als unser Bataillons-Adjutant mit verwundertem Gesicht eintrat.

„So 'was ist mir doch noch nie passirt — denkt Euch, ich hab' einen falschen Hausschlüssel eingesteckt!"

Diesmal bekam Rabuhn den Rippenstoß, und als er das behagliche Grinsen auf unseren Gesichtern bemerkte, ging ihm ein strahlendes Licht auf, und er lachte so lustig, daß der Adjutant böse wurde. Aber ein frischer Becher besänftigte den berittenen Jüngling a tempo. Und nun kamen sie Alle zurück, Einer nach dem Anderen. Jeder schimpfte auf den falschen Hausschlüssel und den dämlichen Burschen.

Als wir wieder vollzählig um unseren runden Tisch saßen, stand ich auf, um eine Rede zu halten: „Mitbürger, Freunde, Bleisoldaten!" fing ich an. „Tragt Euren Burschen und Euren falschen Hausschlüsseln keinen Groll nach, der einzige Uebelthäter bin ich! Ich habe nämlich Eure Hausschlüssel vertauscht!"

Ein brüllendes Lachen erhob sich, aus dem sich endlich der klare Befehl unseres Oberlieutenants entwickelte: „Ordonnanz, einen frischen Siphon!"

Die Polizei der Großstadt.

Das Anwachsen der Großstädte, hauptsächlich hervorgerufen durch den gewaltigen Aufschwung der Industrie, die damit zusammenhängende unaufhörlich auf- und abfluthende Bevölkerungsbewegung und die bedeutende Verschiebung aller socialen Verhältnisse, wurde Veranlassung, daß in ihnen die patriarchalischen Polizeiverhältnisse aufgegeben und straff organisirte Special-Polizeicorps ins Leben gerufen wurden, denen fortan der Sicherheitsdienst zufiel.

Wie urwüchsig sah es in dieser Beziehung zum Beispiel noch 1848 in Berlin aus! Die Stadt, die damals schon eine Civilbevölkerung von fast 400,000 Personen hatte, wurde durch zwei Dutzend Polizeidiener in Ordnung gehalten, die bei Ausbruch der revolutionären Bewegung sofort von der Bildfläche verschwanden, um erst den Gensdarmen und dann der heute noch vorhandenen Schutzmannschaft Platz zu machen, die sofort in der Stärke von 1000 Mann in Action trat.

Auch schon wegen des riesigen Straßenverkehrs erfordern die modernen Großstädte eine sehr starke Polizei, und so hat man denn überall in den Bevölkerungscentren Veranlassung genommen, sich nicht mehr mit der Landespolizei zu begnügen, sondern eigene Ortspolizeicorps zu schaffen.

Das Muster für alle diese Organisationen hat London und der Londoner Constable abgegeben, der deshalb verdient zuerst betrachtet zu werden. Sir Robert Peel errichtete im Jahre 1829 die Londoner Constablerschaft auf Grund der Metropolis Police Act. Der Engländer liebt es, allen öffentlichen Dingen und Personen Spitznamen anzuhängen, und so nannte er denn den Constabler in der ersten Zeit „Peeler", während heute der Londoner Polizist mit dem Namen „Bobby" bezeichnet wird. Wie wir später sehen werden, erfreut sich der Polizist der anderen Großstädte ebenfalls gewisser Spitznamen. Der Londoner Constabler ist aber nicht nur in seiner Aeußerlichkeit ein Muster für die Polizei der ganzen civilisirten Welt geworden, sondern auch ein Vorbild als Mensch und Beamter. Er ist sehr diensteifrig, sehr pflichtgetreu, höflich, unbestechlich und taktvoll, der Schrecken der Verbrecher und der Schutz des anständigen Staatsbürgers. Man sollte annehmen, daß derartige Musterbeamte in höchstem Ansehen beim Publikum stehen; das ist indeß nicht der Fall. Der Engländer ist nun einmal kein Freund der Uniform; die untersten Londoner Volksschichten zumal haben einen Haß auf Bobby geworfen, der selbst nicht vor Gewaltthat gegen ihn zurückschreckt. In verrufenen Bezirken, wie z. B. Whitechapel, sind die Constables ihres Lebens nicht sicher. Es sei aber gleich hier betont, daß in allen Großstädten die Polizisten bei den unteren Volksschichten sehr mißliebig sind. Gerade diese Volksschichten kommen mit den Sicherheitsbeamten in unangenehme Berührung und verstehen es nicht, Person und Sache zu trennen. Der Candidat für den Londoner Constablerdienst darf nicht über 35 Jahre alt sein. Ist er verheirathet, so darf er zur Zeit der Bewerbung nicht mehr als zwei Kinder haben. Soldat braucht er nicht gewesen zu sein. Die von der Verwaltung gelieferte Uniform besteht aus blauer Tuchjacke und Hose. Die Jacke ist eng zugeknöpft und weist am Kragen einen Buchstaben (Bezeichnung der Division) und eine Ziffer (Nummer des Beamten in der Division) auf. Der Helm ist von Filz und soll gegen Hieb und Stich gleichmäßig schützen. Als einzige Waffe trägt der Constable an dem Leibgurt in einer Lederscheide einen Knüppel aus Eisenholz. Anwenden darf er die Waffe aber nur im äußersten Nothfall. Um Hülfe herbeirufen zu können, führt er eine Metallpfeife bei sich. In den verrufenen Bezirken darf er einen auf eigene Kosten beschafften Revolver tragen. Selbst das Verhaften besorgt der Constable mit aller Discretion und Höflichkeit. Er sagt der Person, die er verhaften will, leise: „Man wünscht Sie!" und berührt dabei die Schulter des Betreffenden; im Londoner Slang daher das Verhaften auch euphemistisch: „To Tap the Shoulder".

Das englische Muster fand zuerst in Berlin im Jahre 1848 Nachahmung. Vor zwei Jahren hat dieses Polizeicorps, das unter einem Polizeiobersten, Hauptleuten und Leutnants steht, sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeert.

Der Berliner Schutzmann muß vor seinem Eintritt als „Probist" Unteroffizier in der Armee gewesen sein. Früher wurde eine zwölfjährige Dienstzeit bei der Fahne gefordert, jetzt ist man aber bis auf vier Jahre heruntergegangen, da sich die Lücken in dem etwa viertausend Mann starken Corps immer schwieriger besetzen lassen. Der Dienst eines Berliner Schutzmannes ist nämlich sehr schwer und zeitweise überaus anstrengend, die Bezahlung ungefähr dieselbe wie bei den Londoner Policemen. Die Berliner Schutzleute führen nach ihrer blauen, mit weißen Knöpfen besetzten Uniform den Spitznamen „die Blauen" und sind bei den untersten Volksschichten nicht sehr beliebt, da sie oft scharf zugreifen müssen. Im Uebrigen verdienen sie dasselbe Lob wie die Londoner Polizisten, wenn sie vielleicht auch nicht so höflich sind. Das rührt aber von dem streng militärischen Geist her, der in dem Corps steckt und aufrecht erhalten wird.

Als Napoleon der Dritte 1852 Kaiser der Franzosen wurde, organisirte er nach Londoner Muster in Paris ein Polizeicorps, dessen Mitglieder „sergents de ville" hießen. Diese zogen sich in der Zeit des zweiten Kaiserreichs den furchtbarsten Haß der unruhigen Pariser Elemente zu. Seit Errichtung der jetzigen Republik führen die Polizisten der französischen Hauptstadt die amtliche Bezeichnung „gardiens de la paix". Ihre Spitznamen sind „roussin", „sergot", „mouchard", in letzter Zeit wird auch das neugeprägte Wort „flic" auf sie angewendet. Die „Gardiens de la paix" sind tüchtige und pflichtgetreue Beamte. Bei der geringsten Veranlassung schon nimmt der Pariser aller Klassen sofort die Hülfe der Polizei in Anspruch, die ihm auch in höflichster Weise zutheil wird; das hindert jedoch nicht, den „flic" zu hassen. Die Uniform der Pariser Sicherheitsmannschaften ist wiederholt geändert worden. Unter dem Kaiserreich sah der „sergeant de ville" mit Zweimaster, elegantem Uniformrock und Degen geradezu vornehm aus. Jetzt hat man die Uniform mehr nach praktischen Gesichtspunkten und nach soldatischem Zuschnitt eingerichtet. Hohe Stiefel und Pelerinemantel charakterisiren heute den „Gardien de la paix".

Die Wiener Sicherheitswache wurde in ihrer jetzigen Einrichtung 1869 ins Leben gerufen. Der einzelne Mann dieses Corps heißt Sicherheitswächter, mit Spitznamen „Krautwächter", im Verbrecherjargon „Blaumeisl." Der Wiener Sicherheitswächter ähnelt dem Berliner Schutzmann; er trägt sogar einen Helm. Eigenartig ist der halbmondförmige Ringkragen aus Messing, den der Sicherheitswächter im Dienst um den Hals trägt. Auf diesem Halbmond befindet sich seine „Nummer". Die unverheiratheten Wiener Polizisten sind in Kasernen untergebracht. Auch in Budapest ist die Schutzmannschaft kasernirt. Diese Unterbringung hat den Vortheil, daß bei Alarmirungen durch ein einziges Trompetensignal die ganze dienstfreie Mannschaft sofort zur Hand ist. In Berlin dagegen ist eine Alarmirung der dienstfreien Mannschaften nur durch besondere Boten möglich und erfordert einen halben Tag. Der Dienst der Wiener Sicherheitswache ist überaus anstrengend, weil zu wenig Mannschaften vorhanden sind. Es kommt auf 480 Seelen der Bevölkerung erst ein Sicherheitswächter (in Berlin schon auf 350 Personen ein Schutzmann). Die Vermehrung der Sicherheitswache hat seit Jahren mit der Vermehrung der Bevölkerung und der Ausdehnung des Polizeibezirks nicht Schritt gehalten. Nur ein Theil der Sicherheitswächter hat in der Armee gedient; die Hälfte des 2800 Mann starken Corps besteht aus Czechen Böhmens und Mährens. Kaum 12 Procent sind Wiener Kinder.

Aehnlich organisirt und nur unterschieden in der Uniform, die sich im Schnitt gewöhnlich nach der Armeeuniform des betreffenden Landes richtet, sind die Polizeicorps von St. Petersburg, Kopenhagen, Stockholm, Rom, Madrid, Brüssel und Bukarest. Sie alle sind mehr oder weniger nach dem Muster der Londoner Polizei eingerichtet.

Noch mag erwähnt werden, daß eine Anzahl von großstädtischen Polizeicorps auch berittene Mannschaften in besonderen „reitenden Abtheilungen" umfaßt. Der erste Versuch dieser Art wurde schon 1810 in Berlin gemacht, wo ein „Pulk" (diese Kosakenbezeichnung war amtlich) von 25 reitenden Polizeibeamten errichtet wurde, der jedoch in der langen Friedenszeit nach 1815 wieder von der Bildfläche verschwand. Wien hatte schon vor 1869 eine 104 Pferde starke „Militär-Polizeiwachcavallerie", die bei Begründung der Sicherheitswache die reitende Abtheilung derselben wurde. Starke reitende Abtheilungen sind auch in Berlin, Budapest, Paris und London (für den Dienst in den äußeren Vororten) vorhanden. In Brüssel hat die reitende Abtheilung nur kurze Zeit bestanden. Bei großen Aufläufen sind die berittenen Mannschaften vorzüglich dazu geeignet, „Luft zu schaffen", nicht durch Reiten von Attaken, sondern durch allmäliges, langsames Drängen mit den Pferden, wodurch kaum Jemand zu Schaden kommt. In Budapest werden bei gefährlichen Aufläufen die Mannschaften der reitenden Abtheilung mit „Staberln", d. h. mit dünnen Bambusstöckchen, versehen. Wenn es zur Attake kommt, wird mit diesen Stöckchen statt mit den Säbeln „eingehauen", womit stets große Erfolge erzielt werden.

Auch außerhalb Europa's haben einzelne Großstädte Local-Polizeicorps nach europäischem Muster eingerichtet. New York besitzt eine vollständige Copie des Londoner Constable, aber diese Copie bezieht sich nur auf das Aeußere. Der New Yorker Polizist erhält seine Stelle erst durch Protection eines Parteipolitikers; wenn des Gönners Rolle ausgespielt ist, muß auch der Schützling dem Protege eines anderen Politikers Platz machen. Der Dienst ist sehr beschwerlich und gefährlich, denn New York beherbergt ein Gesindel, das bösartiger als in jeder europäischen Großstadt ist.

Die jüngste Copie des europäischen Musters findet sich wohl in Japan, und zwar in der jetzigen Hauptstadt Tokio. Der ganz weißgekleidete Polizist von Tokio ist sehr höflich, aber auch sehr energisch; besonders die Straßenpolizei wird in der Hauptstadt des ostasiatischen Inselreiches mit außerordentlicher Strenge gehandhabt.

Die Bemühungen Großbritanniens, die Einfuhr Canada's aus den Ver. Staaten zu Gunsten des Imports aus dem Mutterlande abzuschwächen, sind soweit nur wenig erfolgreich gewesen. Vom Jahre 1895 bis 1899 hat der Import Canada's aus Großbritannien im Werthe nur von $31,000,000 auf $37,000,000 zugenommen, wogegen der, einer dreimal so hohen Zollbesteuerung unterliegende, Import Canada's aus den Ver. Staaten sich in der gleichen Zeit im Werthe von $54,000,000 auf $93,000,000 erhöht hat. Dagegen ist Großbritannien ein weit besserer Kunde Canada's, als es die Ver. Staaten sind.

* * *

In Jena hat die Fabrikanten-Firma Carl Zeiß ihre männlichen Geschäftsangehörigen über die Einführung des Achtstundentages abstimmen lassen. Dreiviertel-Majorität war zur Bedingung gemacht. Die Fragestellung lautete: „Wer traut sich zu und ist zugleich gewillt, in der auf 8 Stunden verkürzten Arbeitszeit bei Lohn und Akkord dasselbe zu leisten wie bei der bisherigen neunstündigen Arbeitszeit." Die Abstimmung ergab 640 Stimmen für und 105 gegen den Achtstundentag, der also angenommen wurde.

* * *

Frankreich rühmt sich der Vorzüge seiner Offiziere vor denen der englischen Armee. Es scheint die Dreyfus-Periode wieder völlig vergessen zu haben.